

Eine Zivilisation am Abgrund

Der „Ring“ in Minden Teil drei: Frank Beermann dirigiert, Gerd Heinz inszeniert Richard Wagners „Siegfried“

VON PETER KORFMACHER

Natürlich ist es aus der Not geboren: Wer an einem winzigen Stadttheater wie dem im Nordostwestfälischen Minden Wagner „Ring des Nibelungen“ produziert, der kann nicht in die Vollen greifen. Der ist mitunter zu überraschenden Schritten gezwungen – und die gehen dann bisweilen verblüffend gut auf.

So singt im Mindener „Ring“, der von 2015 bis 2018 entstand und in dieser und der letzten Woche seine ersten (und letzten) vollständigen Zyklen erlebt, Thomas Mohr alle fetten Tenor-Partien der Tetralogie. Er singt den Loge im „Rheingold“. Er singt den Siegmund in der „Walküre“. Er singt den Siegfried im „Siegfried“, der am Donnerstag seine Zyklus-Premiere erlebte. Und er singt ihn in der „Götterdämmerung“, die am Sonntag den ersten Mindener Ring schließt.

Das ist zunächst einmal eine titanische Leistung des Tenors, der im Leipziger Ring bereits immerhin die erste und die letzte dieser Rollen verkörperte. Denn die Anforderungen sind von Anfang an bestialisch – und sie wachsen mit jeder neuen Partie. Aber es ist auch dramaturgisch sinnvoll. Denn alle vier, Loge, Siegmund und die beiden Siegfrieds, sind ja die, die für Wotan die Kohlen aus dem Feuer holen, sein ganzes schönes Konstrukt retten sollen, das auf Verträgen ruht, die er selbst zunächst nicht so ernstnahm, wie sie sind. Und so wird Thomas Mohr mit seinem Tenor, der vom schneidenden Stahl bis zum samtweichen Brokat alle denkbaren Farben abrufen kann, gleichsam zum handelnden, respektive singenden Alter Ego des Gottes, der sich im Gespinnst seiner Pläne verfängt.

Ein Detail – und wie gesagt gewiss aus der Not geboren. Aber diese Fokussierung beschreibt recht gut das Wesen dieses in seiner Reduktion den Blick auf Wagners Weltentheater weitenden Mindener Rings. Gerd Heinz macht als Regisseur nicht viel auf der Bühne Frank Philipp Schöffmanns (der bereits Tankred Dorsts langweiligsten Bayreuther „Ring“ der letzten Jahrzehnte ausstattete) minimalistischer und überdies winziger Bühne. Aber nach dem gestelzten Beginn im „Rheingold“, das blutleere Götter- und Naturgeister-Schablonen mit unerheblichen Problemen ausstellte, rückt dieser „Ring“ mit jedem Abend näher an den Menschen heran. An uns, an eine Zivilisation am Abgrund. Dazu bedarf es keiner aktualisierenden Beigaben, keiner Bedeutungshebelerei. Dazu bedarf es nur einer Dramaturgie und Personenführung, die die Worte und die Töne in die Köpfe und Herzen der Zuschauer trägt. Die denken sich – dergestalt ernstgenommen – dann schon ihren Teil. Und so zeigt dieser Mini-Ring



Großes Musiktheater im kleinen Theater: Thomas Mohr als Siegfried und Dara Hobbs als Brunnhilde.

Foto: Friedrich Luchterhand / Der Ring in Minden

eindrucksvoll, dass Größe keine Frage von Größe ist, sondern von Tiefe.

Bei den Stimmen setzt sich das fort. Groß sind sie alle. Aber seit dem „Rheingold“ haben (fast) alle Beteiligten gelernt, dass zwischen dem sehr kleinen 500-Plätze Haus und dem sehr großen Orchester in ihrem Rücken auf der Hinterbühne und hinter Gaze, keine Notwendigkeit zum Brüllen besteht: Thomas Mohr findet zunehmend Zutrauen in die Farben und Nuancen, die er der Zärtlichkeit, dem Witz, der Ironie und dem Zweifel zu Füßen legen kann. Umso eindrucksvoller ist es, wenn er in Zorn und im Rausch aufdreht. Was für ein Tenor!

Mit seinem Großvater Wotan verkehrt er auf Augenhöhe: Auch Renuat Meszar hat die Kraftmeierei des „Rheingolds“ weit hinter sich gelassen. Aber nicht die Autorität seines spektakulären Basses, der gleichwohl die Resignation des Wanderers viel besser zu transportieren vermag als den Tatendrang des Weltenplaners der beiden vorangehenden Opern.

Beide, Mohr und Meszar, würden auch in Bayreuth eine gute Figur machen. Ein

Vergleich, der oft gezogen wird dieser Tage in Minden. Natürlich hinkt er. Denn wenn ein kleines Stadttheater ohne Ensemble, ohne Orchester und ohne nennenswerte Bühnentechnik mit einem Orchester wie der Nordwestdeutschen Philharmonie aus Herford und dem Wagner-Verband aus Minden gemeinsam einen „Ring“ aus dem Boden stampft, dann ist das zwangsläufig nicht die Messe des Möglichen vom Grünen Hügel. Aber abgesehen davon, dass auch die keineswegs immer lange Stunden der Glückseligkeit garantiert, ist letztlich wohl wichtiger, dass in Minden nichts fehlt. Nichts. Wirklich gar nichts.

Nicht im Ensemble, in dem Jeff Martin (bei der Erstproduktion 2017 war es der Leipziger Dan Karlström) als giftiger Mime, Johannes Stermann als rabenschwarzer Fafner, Janina Baechle als schicksalsmüde Erda, Julia Bauer als alterer Waldvogel überzeugen. Und aus dem Heiko Trinsinger als geschmeidig durchtriebener, eleganter und souveräner Alberich und Dara Hobbs als (wieder zu laut) strahlende Brunnhilde nochmals herausragen.

Und schon gar nicht im Orchester. Da gibt es natürlich die „Siegfried“-Stellen. Die Hornrufe beispielsweise – die der Solo-Hornist der Nordwestfälischen Philharmonie mit einer Souveränität und Geschmeidigkeit abliefern, als würde er nie etwas anderes blasen.

Derlei Rosinenpickerei wird indes dem spektakulären Ergebnis nicht gerecht, das Frank Beermann, einst regelmäßig am Pult der Oper Leipzig zu Gast und danach Generalmusikdirektor in Chemnitz, mit dem Konzertorchester aus Nordwestfalen erzielt: In keinem Augenblick kommt da der Eindruck auf, das alles könnte eine Nummer zu groß sein für Andris Nelsons' erstes deutsches Orchester, zu schwer, zu komplex. Stattdessen schiebt sich vom ersten Ton an das Erstaunen darüber in den Vordergrund, dass diese seltsame Konstruktion mit dem Orchester hinten auf der Bühne dynamisch ähnlich subtil zu funktionieren vermag wie die Bayreuther Wunder-Akustik mit den Instrumentalisten darunter.

Beermann lässt das Orchester frei atmen, er stranguliert es nicht, bremst es

nicht aus, lässt es nicht zwanghaft unter den Sängern durchtauchen, sondern verhilft Wagners wucherndem Weben auch zu sinfonischer Plausibilität. Und die gehört beinahe zwangsläufig auf die Bühne. Weil das Ergebnis klanglich so gut ist, aber auch, weil hier wahr wird, was sonst Bayreuth für sich gepachtet zu haben behauptet. Dass nämlich die Akustik es dem Orchester erlaubt, frei auszuschwingen, zu singen, zu färben und zu prunken – und dennoch die Sänger nicht zu überrennen. Der Reichtum an Details, an Farben, an Nuancen, an Verweisen und Bezügen, den Beermann dabei mit traumwandlerischer Sicherheit ins Ohr schürft, muss ebenfalls keinen Vergleich scheuen. Und schließt man all dies noch kurz mit der Nähe zu den Akteuren, die kein anderer „Ring“ weltweit zu bieten hat, dann sind dies gewiss Gründe genug für einen Ausflug an die Porta Westfalica.

i Der Ring in Minden: 22. September: Götterdämmerung I; 26. September: Rheingold II, 29. September: Walküre II; 3. Oktober: Siegfried II, 6. Oktober: Götterdämmerung II; www.ring-in-minden.de